Hause vorbei, aber was sich dort im Laufe eines langen Tages an Leben zeigte, waren auch nur Bauern, die zur Stadt gingen, Forstarbeiter, Strauner oder langsam fahrende Holzwagen.

Herausgerissen aus allem, was ihr lieb und vertraut gewesen, fand sie hier nutz- und zwecklos inmitten einer fremden Kreises, dessen Arbeiten und Interessen sie weder kannte noch kennen zu lernen wünschte. Eine rasende Sehnsucht nach der Mutter, nach der alten Heimat, allen Verhältnissen, Gesichtern und Freunden packte Rose. Tag und Nacht flossen ihre Tränen. Was hatte sie verbrochen, daß sie alles hatte verlieren müssen, woran ihr Herz hing, um hier eingesperrt zu werden bei einem Manne, den sie nicht nur hasste, sondern auch fürchtete? Denn sie sah es wohl, in der Tiefe der hellenscharfen Augen lauerte der Jähzorn.

„Treue Briefe sind mein einziger Trost," schrieb sie an Ellen Reineke. Aber im Grunde hätten die gutgemeinten Ergüsse überschwänglicher Mädchenfreundschaft doch mehr Schaden als Nutzen, da sie die Selbstbeherrschung noch erhielten und durch stete Schilderung des Verlorenen die Gewöhnung an das Neue erschwerten.

Inzwischen schlug das Wetter um, der Schnee schmolz, ein paar Sturmtage trockneten die durchweichten Wege, und eines guten Sonntags prahlten Sonnenschein und klarer Himmel über dem Wald.

„Wir wollen in die Kirche gehen," sagte Marholt.

Bei Roses Mutter war derartiges nicht recht Sitte gewesen. Kirchenlust im allgemeinen galt als unbekömmlich. Auf schönes Menschentum, unbeschwert durch Dogmenballast, kam es ihr an. Indessen erhob Rose keinen Widerspruch. Man kam auf diese Art doch einmal aus dem verhexten, gefängnishaften Walde heraus. Nach dem Gottesdienst benutzte Marholt die Gelegenheit, Rose mit der Pastorin Mansfeld und ihren Töchtern bekanntzumachen. Während sich Fräulein Elisabeth und Magdalene Roses bemächtigten, und, nicht ganz frei von Befangenheit, ein paar Fragen an sie richteten, blieb Marholt mit der Mutter ein wenig zurück. Obgleich er seine Stimme nach Kräften dämpfte, hörte Rose doch die Worte: „absichtliches Fremdtun, bewußtes Widerstreben."

Aha, er führte also Klage über sie.

Dann hörte sie die Pastorin sagen: „Sie müssen Geduld haben, lieber, alter Freund."

Rose warf den Kopf auf. Geduld? Er, wenn hier irgend jemand Geduld zu üben hatte, so war sie es doch, und nicht ihr Vater. War nicht jeder Tag des Beisammenseins mit ihm eine neue Prüfung für sie?

Es war ein Unglück, daß gleich jener erste Abend Vater und Tochter in eine schiefe Stellung zueinander gebracht hatte. Es war, als ob sie sich nun mit Naturnotwendigkeit immer weiter voneinander entfernen müßten. Auch in ihm war das Mißtrauen. „Nur die Zähe hat sie von mir, im übrigen ist und bleibt sie ihrer Mutter Tochter," grollte er, und damit war für ihn im Grunde alles gesagt. War's nicht am Ende ein schwerer Irrtum gewesen, daß er darauf bestanden hatte, sie zu sich zu nehmen? Wie war er überhaupt dazu gekommen? War's nicht die Sehnsucht nach seinem Kinde gewesen, das er damals trotzig seiner Frau überlassen, um nicht durch Anstrengung eines Prozesses seinen Namen noch mehr in der Leute Mund zu bringen, als es ohnehin schon der Fall gewesen?

Ja, wenn Rose ein Junge gewesen wäre, aber so? Er hätte wissen können, wie das Experiment ausfallen würde. Er paßte ja nicht zu den Frauen, hatte sich in die Art dieser durch Schwäche starken, launenhaften, unberechenbaren Geschöpfe nie zu finden gewußt. Gewiß gab es Ausnahmen, klar, wahr und zuverlässig, wie zum Beispiel die Pastorin drunten in Tannbogen, aber sein allgemeines Urteil ward durch solche Ausnahmen nicht berührt. Und demnach — so widersinnig es klingen mag, würde es ihn gefreut haben, wenn sie ihm etwas Entgegenkommen gezeigt hätte. Es mußte so hübsch sein, wenn sie einmal den drallen Kopf mit dem seidigen, gebauschten Haar an seine Schulter gelehnt hätte, wie es die Töchter des Pastors so oft den ihrem Vater taten. Es freute ihn ja schon, wenn seine Hunde, trotz gelegentlich verabreichter, derber Prügel, zahm und zutraulich waren. Aber dieses Wesen, das seines Blutes war, sah ihm gegenüber mit hitzten, fremden Augen, die mehr als deutlich sprachen: Ich mag dich nicht, will dich nicht; gezwungen bin ich gekommen und werde wieder gehen, sobald ich kann. Trotz allem aber lag in dieser herben Ehrlichkeit etwas, das ihm gefiel, auch wenn es sich gegen ihn kehrte. Wieviel oberflächlichen Firnis die Mutter ihr auch anerzogen haben mochte, diese tiefinnerliche Verachtet des Wesens war kein Geist von ihrem Geist, es war ein Zug seiner eigenen Natur.

Rose spürte nichts von irgendwelcher inneren Verwandtschaft. In ihr war nur Auflehnung und Widerwillen gegen einen Mann, der in Wasserstiefeln zu Tisch kam, mit dem Messer aß, und dessen dröhnende Stimme, wenn sie sich über ein Versehen im Handhalt grollend erhob, ihr jedesmal Schrecken einjagte. Sowie sie konnte, flüchtete sie vor ihm in ihr Zimmer. Dort hatte sie an einer Ecke das Bild ihrer Mutter angebracht, umgeben von Treppschleiern. Vor diesem Bilde verbrachte sie ganze Stunden, sprach mit ihm, wie mit einem Lebenden, widmete ihm einen förmlichen schwärmerischen Kultus, nur nach diesen Träumereien den Ton des Hauses nur immer mehr als scharfen Mißklang zu empfinden.

Marholt brachte einen wesentlichen Teil des Tages in seinem großen Revier zu, wo es immer etwas zu tun und zu beaufsichtigen gab. Aber auch sonst war er Waldläufer aus Passion. Was ihn, den Jähzornigen und Leidenschaftlichen, auch früher bewegt hatte; da draußen, oft in Sturm und Regen, im tiefsten Schnee, hatte er es niedergerungen. Und diese Liebe zu seinem Wald hatte er aus jenen stürmischen Zeiten mit hinübergenommen in die langen, ruhigen Jahre, wo sich das Leben gleichmäßig abgewickelt hatte in Arbeit, Erholung und gelegentlichen kleinen Aergern. Wenn er sonst von seinen langen Märschen nach Hause gekommen war, hatte er es sich in seinem Lehnstuhl bequem gemacht und eine Pfeife nach der anderen geraucht. Jetzt fand er in seinem Wohnzimmer die fremde, junge Dame, die sein Kind war und deren Gegenwart ihm stets Zwang auferlegte. Ja, wenn man wenigstens noch gewußt hätte, worüber man mit ihr reden sollte, aber ach! Diese Abende, an denen man einander stumm gegenübersaß, ein jeder sich der Gegenwart des anderen peinlich bewußt war des völligen Mangels an Gemeinsamkeit!

Von Tag zu Tag häuften sich die Mißverständnisse und damit die kleinen Auseinandersetzungen; von Tag zu Tag sammelte sich der Zündstoff, der einmal in einem luftreinigenden Gewitter explodieren mußte. Rose besaß zu viele Vorurteile und viel zu wenig Menschenkenntnis, um ihres Vaters Charakter auch nur annähernd gerecht werden zu können.

Eine gewisse Derbheit des Wesens, die im häufigen Verkehr mit seinen Forstarbeitern oft unumgänglich notwendig war, erschien ihr als Roheit, und sein allzeit wachsamer Pflichteifer allen Waldfrevlern gegenüber als grausame Härte. Allerlei unklare Gedanken spukten durch ihr Köpfchen, Bilder von unverschuldetem Elend, das durch die unerbittliche Faust blinden Gesetzeseifers das Ungeheure gesteigert wurde.

Marholt empfand das alles ganz gut und wunderte sich selbst, wie weh es ihm tat; zu Erklärungen konnte er sich aber doch nicht herbeilassen. Was hätte es auch nützen sollen? Vorurteile, so meinte er, mußten von innen heraus besiegt werden, mit Begründungen war ihnen nicht beizukommen.

Als Rose eines Abends in der Dämmerung aus dem Dorfe heimkehrte, begrüßte ihr nahe der Försterei eine Frau, die ihr den Weg vertrat und alsbald auf sie einzuschwadronieren begann. Die Person begleitete ihre Rede mit ungemein lebhaften Gesten, während sich unter dem weiten Kopftuch ein Paar unruhige Zigeuneraugen auf jede Stelle in Roses Anzug hefteten, wo etwa eine Tasche verborgen sein konnte.

Die ganze Erscheinung hatte etwas Fremdartiges. Aengstlich trat Rose zurück.

„Wer sind Sie, was wollen Sie von mir?"

Nun ging eine lange Jammergeschichte los von einem armen Familienvater, der in unverschuldetes Elend geraten sei.

„Hat sich geholt ein dickchen, ach gar so ein süßchen Holz aus'm Wald, weil er's nich konnt' mit ansehen, wie die Kinder frieren; hat gedacht, Wald is groß und der Herrgott läßt für alle wachsen. Aber Paw Förster ist hart und hat lassen Haussuchung halten, und da haben sie gefunden die eine kleine Birke. Und nun Mann is sich gekommen in Gefängnis, weil er's so gut mit uns gemeint hat. Ach, schönstes, gnädiges Fräulein —"

Ehe Rose sich's noch recht versah, hatte das Weib den Zipfel ihres Jacketts ergriffen und an die Lippen gedrückt. Sie wurde ganz aufgeregt. Gewiß, diese Worte sprachen von höchster Verzweiflung einer Mutter, die die Ihren darben sieht, und diese Verzweiflung hatte die unnötige Härte ihres Vaters verschuldet.

Die schlaue Polin merkte, daß hier höchstwahrscheinlich etwas zu erobern sei.

„Gnädiges Fräulein haben ein weiches Herz, ich seh's, sind nicht wie der Vater. Herr Vater ist hart — schenken gnädiges Fräulein mir was."

Rose atmete hastig. Wie stimmte doch alles, was sie sah und hörte, zu dem Bilde, das sie sich von ihrem Vater gemacht.

„Wo wohnen Sie denn?"

„Ach im Pongelow, gnädigstes Fräulein. So recht ein Ort für arme, arme Leute," knickte sie.

„Rose," tief Marholts Stimme vom Hofraum her, „komm herein. Was treibst du da?"

Eine trotzige Antwort kam ihr auf die Lippen, aber da die Polin schleunigst davonhob, blieb ihr doch nichts weiter übrig, als ins Haus zurückzukehren.

„Ich liebe das nicht, daß du des Abends so spät allein draußen bist," sagte Marholt, der sie an der Tür erwartete. Er hatte sich im geheimen schon mit ihr gestritten, wollte es aber nicht eingestehen, und so klang sein Ton etwas lutz und herrisch.

„Ich denke, Euer Wald ist sicher?"

„Für mich schon, aber nicht für dich; übrigens sah ich dich mit der Wichtosh reden, wie kommst du zu dem Weibsbild?"

Der Ausdruck empörte Rose.

„Wir kam sie tief bedauernswert vor. Sie hat mich für ihre hungernden Kinder. Ihr Mann sitzt, weil er aus Not —"

„Hat gestohlen, mein Töchting. Er ist gestern entlassen und könnte seine Familie recht gut ernähren, wenn der Schubiak nicht so unverbesserlich faul wäre. Holz stehlen ist bequemer als arbeiten. Na, ich habe aber ein wachsames Auge auf den Mussch."

Jedes seiner Worte verletzte Roses Gefühl. So sprach nur die vollendete Herzlosigkeit.

„Wenn man sitzt in der warmen Stube sitzt und einen Buchenklotz nach dem anderen einschiebt, kann man sich nicht in die Seele von Menschen versetzen, die eine armselige Diele nehmen, um ihre Kinder vor dem Erfrieren zu schützen."

Ihr Ton war sehr scharf, so daß Marholt nicht umhin konnte, sie zu verstehen, aber obgleich er sich ärgerte, zog er vor, keine Notiz von dem Hieb zu nehmen.

„Wo liegt der Pongelow?" fragte Rose nach einer Weile.

„Hast du etwa Lust, eine Visite abzustatten? Das verbitte ich mir nun ganz entschieden. Du brauchst bei dem Spitzbubenpack nicht den barmherzigen Samariter zu spielen, und ich will nicht in Angst schweben vor dem, was die etwa in meiner Abwesenheit passieren könnte. Hab dir nicht solche Dummheiten einfallen, hörst du?"

Rose schwieg, weil sie sich nicht durch ein Versprechen binden wollte. Sie hatte schon ihren Plan gemacht und gedachte nicht, ihn aufzugeben. Der Wunsch, Marholts Verbot zum Trotz, ihrem weichen Herzen nachzugeben, die Wunden zu heilen, die er geschlagen, reizte sie unsäglich, und ward endlich unbezwinglich. Sie wollte beweisen, daß man Marholt heilen und doch Teilnahme für die Armen und Unglücklichen haben könne.

Der Förster hatte am folgenden Nachmittag kaum das Haus verlassen, als sich Rose klopfenden Herzens auf den Weg machte. Das Bewußtsein, auf verbotenen Pfaden zu wandeln, hat seit Evas Tagen immer seine eigenen geheimen Reize gehabt.

Der sogenannte „Pongelow" war ein Doppelkaten, der zu Groß-Berlitz gehörte, aber seit Menschengedenken im äußersten Ruse stand. Er wurde meist von zugelaufenem Volk bewohnt, von dem niemand so recht wußte, wie es sich ernährte.

Als Rose nach halbstündiger Wanderung ihr Ziel vor sich sah, wollte ihr indessen der Mut fast entfallen. Das windschiefe Häuschen, dessen Fenster teilweise mit Papier verklebt waren, sah doch gar zu verkommen aus, und als sie vollends die Stubentür öffnete, ließ sie nur der Gedanke an ihre Mission standhalten.

Was für eine Luft war in dem niedrigen, geschwärzten Raum und welcher Schmutz und welche Unordnung. Ein halbes Dutzend zerlumpte Kinder balgten sich auf dem Fußboden, man mußte sich förmlich vorsehen, nicht auf eins zu treten, und aus der Ofenecke, o Graus, erhob sich gar ein verwildert aussehender Kerl mit einem Strumpfkopf. Das war jedenfalls der Märtyrer für seine Familie, aber Rose fand es ganz unmöglich, ihre Teilnahme auf der alten Höhe zu erhalten. Mit einer solchen Staffage hatte sie sich die Hütte der duldenden Armut denn doch nicht gedacht gehabt. Glücklicherweise bemerkte sie wenigstens den Blick gutsuchenden Einverständnisses nicht, den Mann und Frau tauschten.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Besuch in den neuentdeckten Katakomben mit den ersten Apostelbildern.

Die Entdeckung einer großen unterirdischen frühchristlichen Begräbnisstätte in der Nähe der Porta Maggiore in Rom, in der sich wundervolle Fresken mit den ersten Darstellungen der Apostel fanden, ist einer der wichtigsten archäologischen Funde, die je in dem weltgeschichtlichen Boden der ewigen Stadt gemacht wurden. Die erste genauere Schilderung der ganzen Anlage bietet der Bericht eines englischen Archäologen Thomsson, der mit Prof. Wendt Lands die neuen Katakomben besuchte. Bei Ausgrabungsarbeiten zum Bau einer Garage waren Arbeiter auf eine Höhle gestoßen, die unter allerlei Schutt verborgen gewesen und den Eingang zu dem Hypogeum bildete. Die Stätte ist von großer geschichtlicher Bedeutung und liegt am Viale Manzoni zwischen der Porta Maggiore und der Via St. Croce. Hier war der alte Weg, den bereits Servius Tullius nach der Porta Viminalis gebaut haben soll, ganz in der Nähe der Schnittpunkt der großen Aquädukte, wo der Kaiser Claudius im Jahre 272 den Hoffnungs-Tempel errichtete. Nach dieser Zeit waren alle Beerdigungen innerhalb der Mauern Roms streng verboten. Das ist für die Datierung der neuen Katakomben von Wichtigkeit, denn sie liegen innerhalb der Mauern, müssen also vor diesem Jahre errichtet sein. Auf zwei mit Ziegeln gemauerten Treppen gelangt man durch den Eingang an der Erdoberfläche nach einem etwa 30 Fuß breiten und 16 Fuß hohen Raum, dessen Wände und Dach mit Stuckarbeiten in grauer Farbe bedeckt sind. An den vier Ecken sind Fresken, die weibliche Figuren in farbigen Gewändern darstellen, aber ziemlich undeutlich sind. Steigt man durch einen Torbogen weitere 17 Stufen herab, so gelangt man in einen größeren und schöner ausgestatteten Raum, dessen Wände und in Bogen gewölbte Decke mit farbigen Fresken von größtem Wert verziert sind. An zwei Seiten des Raumes befinden sich Nischen zur Unterbringung von Toten, und unter diesen Nischen sind Aushöhlungen von 3 Fuß 6 Zoll Tiefe, die zu demselben Zweck dienten. In einem dieser Gräber fand man noch die Ueberreste eines menschlichen Skeletts. An den Wänden über diesen Gräbern befinden sich neun jener 12 Gemälde, die ohne Zweifel die Apostel darstellen. Die Figuren, die in Dreiviertel-Lebensgröße sind, erscheinen in aufrechter Stellung und stehen in etwa 2 Fuß Entfernung rund um den Raum herum. Wenn sich das Auge an die Farbe gewöhnt hat, dann wirken diese Gestalten und geradezu plastischer Lebendigkeit, als wollten sie aus den Mauern hervortreten. Man ist überrascht von der Schönheit der Malerei und der künstlerischen Ausführung, die alles übertrifft, was bisher an Gemälden in Rom aus dieser Zeit entdeckt worden ist. Die Köpfe der Gestalten sind besonders gut ausgeführt und sicherlich von einer Meisterhand gezeichnet. Die Farbe ist dunkel im Ton und bevorzugt Verbindungen eines reichen Braun und Terrakottarot mit etwas Blau und Grün, die die Gewänder beleben. Die Bestimmung jeder einzelnen Figur ist schwierig, aber die Gestalten von Petrus und Paulus, die sich in einem besseren Erhaltungszustand befinden, als die andern, sind ziemlich sicher zu erkennen. Das Gesicht von Petrus ist sehr charakteristisch und zeigt eine gebeugte Strenge, während die Züge von Paulus viel milder und gütiger sind. Alle Figuren sind bärtig, in die Toga gekleidet und barfüßig.

Die Decke dieser Grabkammer ist gewölbt und mit einem Ornament in roter Terrakottafarbe verziert, das in den Ecken Vögel und Tiere aufweist. In dem ersten Gewölbebogen befindet sich ein bemerkenswertes Gemälde, das den Abhang eines Hügels darstellt, auf dem eine Herde von Schafen grast. In der Nähe des Gipfels befindet sich eine sitzende Figur, die eine Rolle hält und sehr wahrscheinlich Christus darstellt. Die Schafe haben gerade Hörner und lange Schwänze und sind denen ähnlich, die man noch heute in Syrien und Palästina findet. In dem nächsten Bogen-Gemälde ist der Garten einer römischen Villa zu sehen, der zahlreiche, z. T. verwischte Figuren und Tiere enthält. Darunter in einer Nische ist eine Szene abgebildet, auf der sich mehrere nackte Gestalten, Lamb in Hand einer Art Quelle nähern, neben der eine weibliche Figur steht. Die Darstellung erinnert an antike Bilder von heiligen Quellen, die eine Nymphe bewacht. Auf der linken Seite dieses Bildes ist die sitzende Figur eines bekleideten bärtigen Mannes, der den rechten Arm ausstreckt. Das Bild wird wohl auf die christliche Taufe zu deuten sein. An der rechten Seite des Raumes ist ein Gelage, das einen Schmuck von bunten Vögeln aufweist. Der Boden zeigt einen Mosaikbelag von weißen und schwarzen Steinen in vorzüglicher Erhaltung, dessen Inschrift ein Licht auf den Besitzer der Grabstätte wirft. Die Inschrift enthält die folgenden Namen: Aurelius Onesimus, Aurelius Paperius, die Jungfrau Aurelia Primn und Aurelius Felicissimus. Das Hypogeum wurde danach von einem reichen Christen im 1. oder spätestens 2. Jahrhundert als Familienbegräbnis erbaut worden sein. Steigt man vier weitere tiefe Stufen herab, so kommt man in einen anderen Raum, dessen Wände ebenfalls mit Stuck belegt und farbig ausgeschmückt sind. Die Dekorationen der Bogenecken dieses Raumes zeigen vorzüglich ausgeführte farbige Pfauen, während sich in anderen Ecken Darstellungen von Seepferden befinden. Eins der Tiere, das in Fahlbön gehalten ist, will man als eine persische Katze erkennen. Rings um den unteren Teil der Wände dieses Raumes liegen sechs Grabnischen. Die Räume sind durch kreisrunde Löcher vorzüglich ventiliert. Die größte Tiefe, die bis jetzt erreicht ist, liegt 30—40 Fuß unter der Erdoberfläche. Einige der Bilder werden jetzt sorgfältig kopiert, um sie festzuhalten, bevor sie vielleicht durch Zufuhr von Luft beschädigt werden; die ganze Anlage wird photographiert, und die Regierung tut alles, um diese wichtigen Funde zu erhalten, die vielleicht noch bei weiteren Nachforschungen vermehrt werden.

SLUB
Wir führen Wissen.